



Kampf unter Wasser: Rugby gilt als brutale Sportart; bei der Unterwasserversion geht es etwas ziviler zu – vielleicht wegen der weiblichen Mitspieler. Seite 6

FÄCHER

Unterhaltung zum Wochenende



American Darling: In den USA ist die 22-jährige Taylor Swift ein Superstar. Keiner ist dort präsenter als die hochaufgeschlossene Blondine. Seite 8

Geld ist doch nicht alles

Glückssuche zwischen bunten Scheinen

Schwungvoll springt er hinunter in die Berge aus Geld- und Goldstücken, um sich genüsslich darin herum zu wälzen. Wer Dagobert Duck ins Gesicht schaut, sieht: unter den leuchtenden Augen sind die Mundwinkel zu einem breiten Grinsen verzogen. Warum bloß? Geld macht doch gar nicht glücklich. Das muss sich so manches Kind anhören, wenn es mit großen Augen erfolglos um eine Taschengelderhöhung bittet. Glauben will es das ja nicht so recht, hätte es doch so viel Spaß gemacht, mit einem neuen Spielzeugauto durchs Wohnzimmer zu düsen. Aber: Der Nachwuchs soll Bescheidenheit lernen. „Gesundheit, Familie und Liebe. Das sind Sachen, die wirklich glücklich machen“, erklären Oma und Mama und streicheln Sohnemann über den Kopf, der geknickt dem Rennwagen hinterher trauert.

Und was ist überhaupt Glück? Philosophen und Wissenschaftler versuchen seit Jahrhunderten es in Worte zu fassen. „Glück ist vor allem subjektives Wohlbefinden“, erklärt der Nürnberger Glücksforscher und Ökonom Karlheinz Ruckriegel. Dafür braucht der Mensch ein erreichbares Ziel. Viel Geld anzuhäufen, sei allerdings nicht der richtige Weg, meint der Glücksexperte. Eher gehöre das Gesellschaftliche in den Lebensmittelpunkt. Also: Freunde, Familie oder Partnerschaft. Die gibt es im Normalfall auch nicht zu kaufen.

Die Frage, ob Geld glücklich macht, beantworten viele Menschen trotzdem mit „ja“ – wenn auch mit Einschränkungen, wie Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, der sich ebenfalls Gedanken über die bunten Scheinchen machte: „Geld allein macht nicht glücklich, aber es ist besser, in einem Taxi zu weinen, als in der Straßenbahn.“ Darüber lässt sich streiten. Auch der Spruch „Geld macht nicht glücklich, aber es beruhigt“ hat es zum Klassiker unter den Floskeln gebracht. Die Forschung hat letztendlich bestätigt, was viele ahnten: Geld macht durchaus glücklicher – aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. „Solange die Grundbedürfnisse nicht gedeckt sind, macht ein höheres Einkommen langfristig glücklicher“, erklärt Ruckriegel die Ergebnisse der modernen Glücksforschung. Hose und Pullover, genug Essen im Kühlschrank und ein Dach über dem Kopf – das Nötigste muss problemlos finanzierbar sein. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, macht mehr Geld selten glücklicher.

Dabei freuen wir uns doch über eine kräftige Gehaltserhöhung. Manche brechen angesichts eines Lottogewinns in regelrechte Freudentänze aus. Und das



Freudentaumel unterm Geldregen: Zumindest im Traum kann man sich beim Fangen der Geldscheine zusehen. Aber würde das wirklich glücklicher machen? Foto: fotolia

soll kein Glück sein? Irgendwie ist es das schon, allerdings mit einem Haken: Die Explosion der Glückshormone wirkt maximal bis zur nächsten Shopping-Tour nach: „Wenn es um ein höheres Einkommen geht, unterliegen Menschen Gewöhnungseffekten“, sagt Ökonom Ruckriegel. Ein dickerer Geldbeutel zaubert kurzfristig gute Laune, bald darauf sieht die

Menschen gewöhnen sich zu schnell an neuen Luxus

Welt aber wieder aus wie vorher. Das Wohlbefinden fällt zurück auf ein ähnliches Niveau wie vor dem Geldregen. Das hatte sich so mancher anders vorgestellt. Und plötzlich passiert etwas, das bei Suchtexperten die Alarmglocken schrillen lässt: Man will mehr bunte Scheinchen, um sich das Glücksgefühl zurückzukaufen. Dann heißt es wohl eher: „Geld allein macht nicht glücklich. Es gehören auch noch Aktien, Gold und Grundstücke dazu.“ Fragt sich, wie ernst US-Schauspieler Danny Kaye das gemeint hat. Manche haben die Vermehrung ihres Vermögens allerdings zur Lebensphilosophie erhoben – mit geradezu skurrilen Nebenwirkungen, wie ein Blick in den Rückspiegel der Geschichte zeigt.

Im Amsterdam des 17. Jahrhunderts entschied sich ein Zeitgenosse, sein Vermögen von 10 000 Gulden in eine Tulpenzwiebel der besonders begehrten „Semper Augustus“ zu investieren. Alternativ hätte er damit eine noble Villa erwerben können. Was treibt jemanden zu einer derart absurden Entscheidung? Die Absicht, die kostspielige Blumenzwiebel im Garten zu vergraben, war es jedenfalls nicht, sondern der grassierende Tulpenwahn und

die Aussicht auf das leicht verdiente, schnelle Geld. Holländische Züchter überboten sich mit kreativen Kreuzungen der Pflanzen und machten aus ihnen einen Kult. Immer mehr Händler wandten sich dem Geschäft mit den Tulpenzwiebeln zu und begannen schließlich mit ihnen zu spekulieren. Innerhalb weniger Jahre stiegen die Preise um das 60-fache. Jeder Käufer hoffte, seine Tulpen zu einem noch höheren Preis wieder verkaufen zu können und so einen ordentlichen Gewinn zu verbuchen. Sogar der berühmte Maler Rembrandt sprang auf den Zug auf, der scheinbar auf dem Weg ins finanzielle Paradies war. Im Jahr 1637 entgleiste dieser allerdings mit einem großen Knall. Die Kurse der Tulpenzwiebeln stürzten ins Bodenlose – das perfekte Beispiel einer geplatzten Spekulationsblase. Niemand war mehr bereit, Mondpreise für eine bunte Gartenbepflanzung zu bezahlen. Wer seine Zwiebeln nicht rechtzeitig verkauft hatte, konnte damit nichts mehr anfangen, außer sie doch noch im Garten einzupflanzen und dem Vermögen beim Wachsen und Verwelken zuzusehen. Übermut tut eben selten gut.

Größenwahnsinnige Börsenexperimente sind der Menschheit aller Lehren zum Trotz erhalten geblieben. So wurde Mitte des 19. Jahrhunderts in Chicago mit Getreide gezeckt und im Jahr 2008 mussten Immobilienspekulanten schmerzlich der Tatsache ins Auge sehen, dass Kurse nicht nur steigen, sondern auch wieder fallen – besonders wenn sie zuvor in astronomischen Höhen wandelten. Wo das schnelle Geld lockt, ist es mit der Vernunft meist nicht weit her. Wer sein angelegtes Vermögen verliert, wird schlimmstenfalls depressiv; wer es vermehrt, wird süchtig nach mehr.

Weniger Risikofreudige ziehen es vor, das schnelle Geld beim Glücksspiel zu jagen. In den meisten Fällen endet dieser Versuch allerdings nicht im Reichtum, sondern mit einem schlanken Geldbeutel. Gewinnt man doch, bleibt das Problem: Das Glücksgefühl ist kein Dauergast. „Auch ein Maserati macht nur zwei bis



Die kleine Kugel und das Glück: Wenn Sie ihre Runden dreht, fiebern die Umstehenden dem großen Gewinn entgegen. Foto: dapd

drei Wochen glücklich“, meint der deutsche Ökonom Bruno Frey. Dann hat man sich an das neue PS-Monster gewöhnt, das einen täglich von A nach B bringt. Umso schlimmer, wenn man sich den Luxus schlitzen irgendwann nicht mehr leisten kann. Denn im Gegensatz zur Gehaltserhöhung ist ein Gewinn einmalig. Sinkt das Glücksniveau nach dem Gewinn wieder auf den vorherigen Stand, will man sich nicht vorstellen, was passiert, wenn die Garage wieder leer steht und das Geld weg ist. Zwischenfazit: Mehr Einkommen macht in einer wohlhabenden Gesellschaft dauerhaft kaum glücklicher – zu schnell gewöhnen wir uns an den neuen Lebensstandard.

Aber noch etwas fällt auf, wenn der Wohlstand steigt: „Menschen wollen Fairness. Sind in einer Gesellschaft die Grundbedürfnisse gedeckt, wird die Einkommensverteilung umso wichtiger“, erklärt Glücksforscher Ruckriegel. Er ist sich sicher: Zuviel Ungleichheit macht unglücklich. Man stelle sich vor: Der Chef verkündet seinem Arbeitnehmer eine Gehaltserhöhung um ganze fünf Prozent. Freudestrahlend läuft dieser zurück zu

seinem Schreibtisch, als ihm sein Kollege plötzlich von hinten kumpelhaft auf die Schulter klopfte: „Na, auch zehn Prozent bekommen?“ Dahin ist das schöne Glücksgefühl, stattdessen drängen sich Fragen auf: Wieso bekommt der mehr als ich? Bin ich weniger wert? Wer sich ungerecht behandelt fühlt, ist alles andere als glücklich.

Das Streben nach dem großen Vermögen ist aber anstrengend, zeitintensiv und führt selten zur Zufriedenheit. „In unserer Gesellschaft herrscht der Irrglaube, Materielles mache glücklich“, kritisiert Ruckriegel. Werbung zeigt, was wir angeblich brauchen, um uns gut zu fühlen. So wird das aber nichts, mit dem Glück. Intakte soziale Beziehungen, ein fair bezahlter Job, Gesundheit oder ein Ehrenamt – das sorgt für Wohlbefinden und damit auch für ein glückliches Leben, betont der Glücksforscher. Geben ist eben doch seeliger als nehmen – und Geld kann dabei mit gutem Gewissen eine Nebenrolle spielen. Hoffentlich findet der ein oder andere für Weihnachten doch noch ein fantasievolles Geschenk als den beliebten Briefumschlag mit Banknotenfüllung. Carolin Freytag

Gerechtigkeit ist wichtiger als die Einkommenshöhe



Warten auf die Trendwende: Schwankende Kurse machen Spekulieren zum Nervenkrieg. Fotos: dapd / fotolia

